

erweisen,
der im
uzieren.
Regen-
t, dann
rgößen,
ene ge-
haben
Mode
finden.
—en.

utischen,
zogenen
n: von
ig ver-
Ritmen
der Ge-
mer in
nie zu
den zu
Der
en Leib
r wenn
alles,
tät und

, dann
nen auf
wie von
ahmen,
es das
reichen,
Dem,
seinen
unbe-
s wirt-
er Un-
te, die
üderie,
unwill-
enenen
h auch
schein-
einem
Drum
Wahr-
ret die
schnei-
it sind.
schlun-
lichteit
t habt,
besien
ob sie
ana.

ntsch-
II 2.)
überes
wirt-
e der
wirt-
in den
diesem
is der
ismus
B.



Nr. 45. **Erscheint Sonnabends** **Berlin, den 9. August.** **Abonnementpreis** **1890.**
 und ist in der Post-Zeitungsprellliste unter Nr. 1738 eingetragen. bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.

Inhalt: Ein anstößiges Verhältnis. Die Geschichte zweier reinen Seelen. Skizze von E. von Wald-Jedtwih (Schluß). — Der Sozialismus als Problem der Philosophie. Von Prof. Dr. Ludwig Stein (Jülich). — Die Schöpfung des Weibes. Ein nordisches Märchen. Von ... — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jaenich (Kortlegging). — Ein Vorkäufer Johans. (Edren Kierstgaard). Von Franz Cervoes (Schluß). — Epigramme. Von Alfred Weis. — Neue Bühnen und Volkstheater. Von F. W. — Kleine Kritik.

Ein anstößiges Verhältnis.

Die Geschichte zweier reinen Seelen.

Skizze

von **E. von Wald-Jedtwih.** (Schluß.)

Wieder war ein und ein halbes Jahr freudig ertragener Not zur Ewigkeit geransch. Aber heute war ein Zubeltag, heute schmückte sich Christa, indem sie eine der dunkelroten Geraniumblüten in das wellige blonde Haar schob.

„Bestanden! Bestanden! — Gott sei gelobt! Wie soll ich das Glück ertragen? Christa, Mutter, die Not neigt sich zu Ende!“ jubelte Berthold. Dabei hatte er Mutter und Tochter in die Arme geschlossen und sie abwechselnd geküßt. Christa schauerte unter der ersten Berührung seiner Lippen selig zusammen und senkte den Blick zur Erde, um ihn dann dankerfüllt nach oben zu erheben, wo der allgütige, allgnädige Gott wohnt.

Das war wieder einmal ein Tag, so schön wie der damals im Walde. Nun wollte Berthold sich nach einer Hauslehrerstelle umsehen, von seinem Gehalt konnte er Dobenecks unterstützen und ihnen das zurückzahlen, was er ihnen schuldete. Dann wurde er angestellt und dann — dann —

„Christa, liebe Christa!“ So innig hatte er ihren Namen nur einmal genannt, damals, als er nach langer Krankheit erwachte.

„Berthold!“ erwiderte sie ebenso. —

Heute feierten sie. Ein Gang um den Wall, den schönsten Lustgang der Stadt, wurde unternommen, und freudig beflügelt des Fußes schwebte Christa mit Berthold so schnell dahin, daß ihnen Frau Dobeneck kaum zu folgen vermochte. Berthold war es, als blickten ihnen die Menschen nach. Warum sollten sie es auch nicht? Mußten sie ihnen nicht ansehen,

wie glücklich sie waren? Auch Professor Gößobius ging kalt lächelnd an ihnen vorüber; aber Stein zog den Hut tief und schwenkte ihn, ehe er ihn wieder aufsetzte, freudig in der Luft.

Berthold träumte von goldenen Tagen, und Christas Name verwob sich mit allem.

„Nun wird's ans Suchen nach einer Stelle gehen,“ jagte Berthold am nächsten Morgen zu Christa.

Diese nickte mit dem Kopfe und dabei trat Behmut in beider Augen; denn sie mußten sich sagen, daß mit dem „Finden“ wahrscheinlich eine Trennung verbunden sein würde. — „Was ist das?“ fuhr Christa plötzlich auf.

„Das klang wie ein schwerer Fall — und — das Stöhnen —“

„Die Mutter!“ rief Christa und stürzte, von Berthold eilig gefolgt, in die Küche. — Da lag Frau Dobeneck auf dem Fußboden, das Gesicht war verzerrt, ihre Augen waren erstarrt, noch ein krampfhaftes Zucken der Glieder, und sie hatte den letzten Seufzer ausgehaucht. Christa stand da wie gelähmt. Berthold faßte sich zuerst und lief zum Arzt, der jedoch nichts weiter thun konnte, als den durch einen Herzschlag herbeigeführten Tod festzustellen.

„Berthold! Berthold, was nun?“ Das klang verzweifelt. Der Schmerz um die geliebte Mutter durchwühlte ihre Brust, und gleichzeitig tauchte das Schreckgespenst gänzlicher Mittellosigkeit vor ihr auf; denn mit dem Tode der Pastorin kam das kleine Witwengehalt in Wegfall.

„Du bist mein, Christa!“

„D — — o — —.“ Sie sank weinend an seine Brust.

Die Mutter wurde in einem einfachen Fichtenjarg zur ewigen Ruhe gebettet. Die einzigen Blumen, welche sie auf dem letzten Gange begleiteten, waren die, welche Christa von ihrem Geranium und ihren Fuchsen brach.

„Nun haben wir nichts mehr, Berthold.“ Christa zeigte ihm die kleine Schlinge aus Korbgeflecht, in welcher sie ihre Barschaft aufzubewahren pflegte. — Sie war leer, der letzte Pfennig war drauf gegangen, um die Mutter unter die Erde

zu bringen. Berthold starrte auf das kleine geflochtene Ding, welches ihm eine so entsetzliche Wahrheit verkündete.

„Da — da muß ich helfen,“ sagte er endlich und eilte planlos in die Stadt. Nur der eine Gedanke war ihm klar, daß er jetzt nicht fort und Christa sich selbst überlassen konnte, sondern daß er zunächst hier an Ort und Stelle eine lohnende Beschäftigung suchen mußte. „Expedition des Tageblattes,“ stand da mit großen Lettern geschrieben.

„Ist irgend eine Stelle frei?“ fragte er atemlos den Redakteur.

„Ja, was suchen Sie denn?“ entgegnete dieser lächelnd.

„Stunden — Nachhilfestunden — Korrekturen — — oder etwas zum Abschreiben — —. Ach, lieber Herr, nur etwas was Geld bringt, schnell Geld bringt!“

„Hier sind die Nachfragen — wollen Sie gefälligst lesen —.“

„Ein Primaner gesucht, der einem Quintaner Nachhilfe giebt,“ — las Stein. „Was ein Primaner kann, kann ich auch. — Und hier ein Kopist — —. Danke — danke — —. Darf ich das Blättchen mitnehmen?“

„Gewiß, behalten Sie nur.“ — Er slog mehr als daß er ging davon.

„Christa! — Gottlob — — Arbeit! — —“ so kam er zurück. Nun schrieb und schrieb er Tag und Nacht, den Bogen für dreißig Pfennige, gab die Nachhilfestunde und studierte dabei mit wahrer Todesverachtung für das zweite Examen, sich währenddessen immer um eine Hauslehrerstelle bemühend. Christa nähte, daß ihr fast die Finger blutig wurden. Oft war Mitternacht längst vorüber und das Lämpchen oben in dem Dachstübchen beschien noch das fleißige Mädchen, welches so unermüdet die Nadel führte, sowie den Jüngling, der kaum noch die Augen zu öffnen vermochte und dennoch die Feder kriehend über das Papier gleiten ließ. — Es war kalt im Zimmer, er hatte ein altes Tuch der seligen Pastorin übergeworfen, sie hüllte sich fröstelnd in einen zerschliffenen Regemantel. Zum Abendessen hatte es, wie jetzt fast immer, nur dünnen Kaffee und trockenes Schwarzbrot gegeben, und das Lämpchen brannte so sparsam, daß sie kaum bei ihrer Arbeit sehen konnten. Aber doch waren sie glücklich. Ein Blick genügte, um die erschöpften Lebensgeister wieder aufzufrischen.

Wenn Christas Wangen nur nicht so fieberheiß gegläht hätten! — Und Berthold ängstigte sich, weil sie in der letzten Zeit gezwungen war, sich immer tiefer über die Näharbeit zu beugen. Ihre Augen mußten krank sein, wenn sie auch niemals darüber klagte. Hätte Berthold gewußt, wie sie ihr brannten. — Niemand hatte bis jetzt Bertholds Hilfe als Hauslehrer in Anspruch genommen.

„Ich halte es nicht mehr aus!“ rief Christa eines Abends plötzlich, brach in Weinen aus und bedeckte die schmerzenden Augen mit beiden Händen.

„Was ist Dir, Christa?“

„Meine Augen, — ich kann kaum noch sehen.“

„Dachte ich's doch! Ich werde den Arzt rufen.“

„Den Arzt? Wovon sollen wir ihn bezahlen?“

„Es muß sein.“ Am nächsten Morgen ging Berthold aus, der Arzt kam und — Berthold glaubte in die Erde sinken zu müssen — stellte eine Entzündung der Hornhaut und der Lider fest, welche das Augenlicht gefährdete. „Schonung — gar nicht arbeiten — —“

„Und dabei verhungern —“ stöhnte Christa.

„Du hast mich,“ flüsterte Berthold. Der Arzt zuckte mit leidig die Achseln und gab den ersten Besuch und die Medizin unentgeltlich. Mehr konnte er nicht thun.

„Halten Sie nur recht darauf, daß sich Ihre Frau schon,“ sagte der Arzt auf dem Flur beim Abschiede. Frau? — Berthold zuckte zusammen. — Aber er widersprach nicht und ließ den Mann bei diesem Glauben. Jetzt erst wurde es ihm klar, daß die Welt sie natürlich für Mann und Frau halten mußte. Aber konnte er's ändern? Konnte er Christa jetzt verlassen? Und durfte er ihr Leben, ehe er, wenn auch nur ein geringes, so doch sicheres Brot hatte, an das seine fesseln? Stellte er dadurch nicht auch die Existenz der jungen Leben aufs Spiel, die ihren vereinten entsprechen konnten?

Christa vermochte nicht mehr zu nähen, selbst wenn sie es gewollt hätte, und Berthold war nicht im Stande, durch angestrengtere Arbeit mehr zu schaffen, wie er es that, und das was er einnahm, war zu wenig, um auch nur den nötigsten Lebensunterhalt zu bestreiten. So wanderte denn das erste Möbel, das alte Sofa, was ja am leichtesten zu entbehren war, ins Leihhaus. Ein Stück nach dem andern folgte, immer kahler wurden die beiden Stübchen, immer leerer die Wände. Beim ersten Stück hatten sie beide geweint. — „Das Letzte,“ sagte Berthold jetzt. Starre Verzweiflung hatte beide erfaßt, sie saßen da wie versteinert. Berthold entschloß sich endlich, die alte Kommode die steilen Treppen hinunter zu schleifen. Da klopfte es. Kam vielleicht jemand, um sich an dem nackten Elend zweier sich liebenden, guten Menschen zu weiden?

„Herein!“ — Ein Knabe, mit einem Brief in der Hand, stand vor ihm.

„Sind Sie Herr Stein?“

„Jawohl.“ Er nahm das Schreiben und las es. „Ja — ja — — ich — — ich komme. — Ach, Du lieber Junge — — ich habe nichts — sonst — —“

„Schon gut — nicht nötig.“ Der Knabe ging, und Berthold hätte vor Mühnung aufschreien mögen; welches Verständnis hatte in den wenigen Worten des Kindes, welches Mitleid in seinen guten Augen gelegen, mit dem er diesen grausamen Jammer überflog.

Der Brief war von einem Studiengenossen, der ihm mitteilte, daß der Professor Gößobius einen jungen Theologen als Hauslehrer für eine fürstliche Familie auf dem Lande suche. „Die Patronatsstelle auf einem der Güter des Fürsten ist dem Betreffenden später in Aussicht gestellt. Ich bin schon für einen anderen Platz gebunden,“ schloß der Brief.

Berthold stäubte den einst guten, jetzt recht abgetragenen schwarzen Anzug, den einzigen, über den er noch verfügte, sorglich ab, suchte sein Äußeres so vorteilhaft als möglich herzurichten und begab sich auf den Weg.

„Sie? Was wünschen Sie?“ empfing ihn der Professor erhobenen Hauptes. Dieser Empfang war nicht Glück verheißend; aber Stein nahm seinen ganzen Mut zusammen.

„Ich hörte durch den Doktor Kammberger, daß der Herr Professor einen Hauslehrer für die Kinder Seiner Hoheit des Fürsten — —“

„Und um diese außergewöhnliche Stelle bewerben Sie sich?“ fiel ihm Professor Gößobius' schneidende Stimme, mit abwehrender Handbewegung ins Wort.

„Allerdings — ich glaubte —“

„Ein gestitteter Lebenswandel ist die erste Bedingung.“

„Ein gestitteter Lebenswandel? — Und glauben der Herr Professor, daß ich diesen nicht führte?“

Herrn Gösöbins' bewaffnete Augen überflogen, halb Hohn, halb Mitleid, die zurückgekommene Gestalt Bertholds.

„Mein Herr, ein Mann, der durch Jahre ein derartiges anstößiges Verhältnis unterhält, wie Sie? —“

„Ein — an — stößiges Verhältnis? Ich? — Ich, Herr Professor?“

„Sie leben mit jener jungen Person —, jetzt, nach dem Tode der Mutter sogar — allein zusammen.“

„Herr — Herr — — Pro — fessor — —.“ Berthold, schwach, überanstrengt und hungrig, fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanke, es flimmerte schwarz vor seinen Augen, er konnte sich nicht halten und taumelte, einer Ohnmacht nahe, auf das Kanapee.

„Das Bewußtsein Ihrer Schuld schmettert Sie nieder!“ rief der Professor und reichte ihm mitleidig ein Glas Wasser. Von ihm keinen Tropfen! Berthold stieß es zurück, biß die Zähne aufeinander, und so gering seine Kräfte auch waren, so hätten sie in diesem Augenblick doch noch ausgereicht, um dem schmählichen Verleumder an die Kehle zu springen. Aber er dachte an Christa, unterließ es und erhob sich langsam.

„Mein — Verhältnis — ist engelsrein. Gott ist mein Zeuge, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, andere Beweise dafür, wie mein Wort, habe ich nicht.“

„Beweise, wo Thaten sprechen?!“ fuhr der Professor auf.

„Rein — engels — rein.“ damit schleppte sich Berthold mühselig zur Thür hinaus.

„Nun?“ empfing ihn Christa mit mattem Lächeln. — Er gab keine Antwort, schüttelte nur wehmütig mit dem Kopfe, um sie dann plötzlich stürmisch zu umarmen. „Es ist nichts, meine Christa, wir hungern weiter.“ Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens.

Das Glend, die mühselige Abschreibearbeit ging unaufhaltsam ihren entnervenden Gang; aber ebenso auch Christas Leiden.

Ein halbes Jahr später war sie erblindet, Berthold aber zum Skelett abgemagert; keine Anfrage nach einer Stellung hatte Erfolg. Die Absagen auf Bertholds Briefe waren oft kurz, unhöflich, und zwischen jeder Zeile las er: „ein anstößiges Verhältnis.“

Ein Kämmerchen beherbergte jetzt die beiden, in dieser Ecke lag Christas, in jener Bertholds Strohsack. Dünner Kaffee und schwarzes Brot bildeten die Hauptnahrung der beiden. An einen Fleischtag, ja kaum an einen Kartoffeltag war mehr zu denken.

„Ein anstößiges Verhältnis! Ha — ha — ha — ha — ha —“ hörte Christa während einer schlaflosen Nacht von dem andern Strohsack her.

„Was sagst Du, Berthold?“

„Ha — ha — ha — ha — — —“ er lachte wie toll. Und dieses Lachen entsprach seinem geistigen Zustande — —. Berthold Stein hatte über dieses „anstößige Verhältnis“ den Verstand verloren.

Die Polizei hat bald darauf das „anstößige Verhältnis“ zweier engelsreinen Seelen gewaltsam getrennt, um Christa in

das Armentfrankenhaus, Berthold in die städtische Irrenanstalt zu überführen.

„Ein — an — stößiges — — Verhältnis.“ waren Berthold Steins letzte Worte, als er nach einigen Jahren auf dem Sterbelager lag. —

Da plötzlich lichtete sich für einen Augenblick das Dunkel seines Geistes, es wurde Sonnenschein um ihn, die Welt schwamm im rosigen Golde. „Christa!“ hauchten seine sterbenden Lippen. — „Chr — is — ta, — mei — ne Chr — is — taa — — —.“

Der Sozialismus als Problem der Philosophie.

Von

Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich).

Das zur Reize gehende 18. Jahrhundert hat als Gedankensumme des Zeitalters den Liberalismus aus sich erzeugt, der die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen nicht minder als die sozialen Strömungen jener mächtig gährenden Zeit beherrschte. Ein beträchtlicher Teil der Kulturarbeit unseres Jahrhunderts ist nun zunächst daran gewendet worden, die etwas nebelhaften, vielfach chaotisch durcheinanderwogenden Ideen des französischen Liberalismus abklären und ausreifen zu lassen, sodann aber auch daran, die bewährten und eben darum fast allgemein gebilligten Forderungen desselben in Recht und Sitte zu verwirklichen. Und so hat sich denn in den Kulturstaaten der berechnete Kern desjenigen, was die französische Revolution angeht, inzwischen fast durchweg zum Geiz verdichtet.

An der Wende unseres Jahrhunderts nun erhebt sich ein neues Schlagwort, das auf aller Lippen schwebt und Millionen Herzen hoffnungsfroh durchzittert, ähnlich der früheren Wirkung des Stichwortes Liberalismus die Bevorrechteten beklemmend, die Hintangesetzten hingegen hypnotisierend, und dieses Schlagwort des feinen Ende entgegenschlagenden 19. Jahrhunderts heißt, wie Sie wissen, Sozialismus. Zum Glück hat sich dieser noch nicht mit so blutiger Schrift in die Blätter der Geschichte eingezeichnet, wie vormalig der revolutionäre Liberalismus. Allein mag der Sozialismus, den ich als ernste politische Strömung von den hinverbrannten Anarchisten der Pariser Kommune scharf unterscheide, die herkömmliche Blut-taufe, wie sie in der Weltgeschichte jeder gewaltigen, einschneidenden politischen Bewegung voranzugehen und ihr gleichsam die Weihe zu verleihen pflegt, noch nicht empfangen haben, so wird sich doch kaum in Abrede stellen lassen, daß der Kerngedanke desselben in jüngster Zeit beachtenswerte, zur ernststen Prüfung herausfordernde Fortschritte gemacht hat. Hat es doch bei schärferer Beobachtung den Anschein, als ob sich vor unseren Augen eine stille, unblutige Revolution vollzöge, deren Strebenziel darauf hinausläuft, an die Stelle des verblasenden Liberalismus eine neue Heilsbotschaft in der Form sozialer Ideale zu setzen. Das Lösungswort der politischen Freiheit, das die Männer des vorigen Jahrhunderts elektrifizierte, soll jetzt, nachdem jene errungen, durch das der ökonomischen Gleichheit ersetzt werden. Handelte es sich dort mehr um geistige Güter, so treten hier die ökonomischen in den Vordergrund.

Allerdings bekundet die Art der Kampfmittel einen erheblichen Fortschritt im Sinne des humanen Gedankens. Die liberale Revolution stand unter dem Zeichen der Erfindung von Berthold Schwarz, die soziale hingegen vollzieht sich minder geräuschvoll unter dem der Erfindung Gutenbergs. Dort floß das Blut in Strömen, hier wird zunächst nur Tinte und Druckerfchwärze vergossen. Und doch scheint der schwarze Saft in seiner Wirkung den roten an Radikalismus noch zu überbieten. Während man nämlich durch diesen zwar siegen, doch

nicht überzeugen kann, so vermag man durch jenen vermittelt der überzeugenden Kraft der Argumente zu siegen. Ja, es ist ein erhebender Triumph unserer erleuchteteren Zeit, daß so ungewaltige Gegensätze, wie Sozialismus und individualistischer Staat, nicht mehr wie früher mit der rohen Faust aufeinanderprallen, sondern wesentlich durch geistige Waffen zum Austrag gebracht werden. Die spitze Feder ist an die Stelle des scharfen Dolches getreten, der früher die Gegensätze auszugleichen hatte. Hat man sich aber erst allenthalben überzeugt, daß diese moderne Kampfweise ebenso durchgreifend zu wirken vermag wie die ehemalige, dann dürfte in absehbarer Zukunft die Zeit heranreifen, die auf unsere Zeughäuser ebenso verächtlich und mitleidig herabblicken wird, wie wir etwa auf die Schädelkammern jener Häuptlinge, welche die Köpfe erschlagener Feinde als Trophäen in ihren Prunkgemächern aufstellten.

Daß sich aber heute in Wirklichkeit gewaltige Gedanken-ummwälzungen ohne Blutvergießen vollziehen können, wird niemand verkennen dürfen, der die Zeichen unserer bewegten Zeit zu deuten versteht. Noch ist nämlich kein Kanonenschuß für oder gegen den deutschen Sozialismus erdröhnt, und schon durchschwirrt dieses Stichwort alle Stände in Deutschland. Selbst im Vorstellungskreise der Hochmögenden und Meistbesitzenden hat das Schlagwort Sozialismus, vor wenigen Jahren noch verpönt und geächtet, in jüngster Zeit seine Schreckenisse erheblich eingebüßt. Man fängt allgemach an, dem mehr Gefürchteten als Fürchtlichen gedanklich näherzutreten. Die fast abergläubische Scheu, als ob man den Sozialismus gleichsam als politische Mistelsucht anzusehen hätte, vor deren Berührung — auch nur im Gespräch, ja selbst in Gedanken — man sich ängstlich zu hüten habe, ist stark im Schwinden begriffen. Es mehren sich im Gegenteil die Anzeichen, daß dieses Schlagwort des zur Reife gehenden Jahrhunderts bald salonfähig, wenn nicht gar hoffähig wird. Ich erinnere Sie nur an das schöne und edle Manneswort des Prinzen Heinrich von Schönau-Carolath, das dieser am 15. Januar 1890 im deutschen Reichstag gesprochen hat: „Ich bin immer noch der Meinung, daß eine freie Diskussion einer Widerlegung der Irrtümer der Sozialdemokratie viel mehr nützen wird, als alle polizeilichen Mittel . . . Es sind bei den Sozialdemokraten unzählige Verführte und unzählige Idealisten. Gestatten Sie mir an dieser Stelle auszusprechen: Wir sind in Deutschland im Begriff, die Ideale zu verlieren, wir leben in einer Zeit des Materialismus und des Strebertums. Geben Sie dem Volke seine Ideale!“

Doch brauche ich zum Erweise meiner Behauptung, daß einzelne Kerngedanken des Sozialismus in den Kreisen der Hochmögenden Beachtung und Würdigung finden, gar nicht bei einem fürstlichen Landrat Halt zu machen; die Ereignisse der jüngsten Zeit geben mir vielmehr das Recht, selbst an Thron und Altar zu exemplifizieren. Vergleichen Sie doch die kläglich, jämmerlich feige Haltung eines Ludwig XVI. gegenüber dem französischen Liberalismus des vorigen Jahrhunderts mit dem thatenfrohen, echt königlichen Vorgehen des deutschen Kaisers, der in seinen arbeiterfreundlichen, Gerechtigkeit atmenden Erlassen gegen den Willen und unter Beseitigung des erprobten Ratgebers seines Hauses einzelnen Forderungen des Sozialismus aus freien Stücken auf halbem Wege entgegengekommen ist. Das Fallenlassen des Sozialistengesetzes und die Einberufung der internationalen Arbeiterschuttkonferenz bilden ein ferneres glänzendes Zeugnis, daß der gedankenkühne und jugendstark Kaiser Sinn und Verständnis für die soziale Frage hat. Endlich mag noch als symptomatisch für die Wellenkreise, die der soziale Gedanke in letzter Zeit gezogen hat, daran erinnert werden, daß der von unserer Republik längst angestrebten, vom Kaiser mit männlicher Energie aufgegriffenen und durchgeführten Arbeiterjahr-Konferenz, deren Ziele sich doch offenbar mit einzelnen Forderungen des Sozialismus ideell begegnen, ein katholischer Kirchenfürst (Dr. Kopp) anwohnte und den Segen des Papstes für das Gedeihen des Werkes überbrachte.

Angeichts aller dieser Thatfachen wird man sich kaum

verhehlen dürfen, daß die Grundidee des Sozialismus jetzt ebenso sehr politische und literarische Mode zu werden beginnt, wie ehemals die des Liberalismus. Gar manche Kreise buhlen heute um die Gunst der modischen Schönen, um sich ihr zu vermählen. Die wunderbarsten Verbindungen mit dem Sozialismus tauchen täglich auf. Bald hört man von einem katholischen, bald von einem protestantischen, wie überhaupt von einem christlichen Sozialismus, so daß die Kirche in allen ihren Schattierungen mit dem Sozialismus zu paktieren beginnt. Dann tritt der Kathedersozialismus hervor, der die Wissenschaft, insbesondere die von der sozialen Frage zunächst betroffene Volkswirtschaftslehre, mit dem Sozialismus verknüpft. Sehr bald stellt sich auch die Kunst ein, um ihrerseits zur Gedankenummwälzung ein erkleckliches Scherlein beizusteuern. Denn die heute so viel Staub aufwirbelnde naturalistische Richtung in allen Zweigen der Kunst, vornehmlich der Poesie, ist bei Lichte bejehen und auf ihre tieferen psychologischen Motive zurückgeführt, teils unbewusster, teils verkappter Sozialismus. Nicht umsonst gehören die auftretenden Personen in den Dramen und Erzählungen der Naturalisten meist dem sogenannten vierten Stande an. Kann man doch folgende soziale Abschattung in der Dichtung deutlich beobachten. Der Durchschnittsroman des vorigen Jahrhunderts spielte in fürstlichen und hochadligen, der dieses Jahrhunderts vorwiegend in kleinadligen und bürgerlichen Kreisen, während die naturalistische Poesie der Gegenwart mit Vorliebe Stoffe aus den unteren und untersten Volksschichten bearbeitet. Das ist um so bezeichnender, als gerade die erzählende Dichtung die herrschende Tagesstimmung am schärfsten wiederzuspiegeln pflegt. Legt man aber diese Betrachtungsweise zu Grunde, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Naturalismus eine Poesie des vierten Standes anbahnt, ja in einzelnen seiner begabteren Vertreter sogar schon darstellt. Endlich tritt uns der Sozialismus in der Politik, sei es in der mildesten Form des Staatssozialismus, sei es in der schärfsten Tonart der Sozialdemokratie, tagtäglich in Parlamentsitzungen, politischen Reden und Broschüren aller Art entgegen. Kurzum, das neue Schlagwort tönt uns, in Deutschland zumal, allerorten entgegen; es schwirrt und spukt überall umher!

Doch halt! Ein großes Geistesgebiet giebt es, das sich in den letzten Jahrzehnten eine fast jungfräulich zu nennende Unberührtheit vom Sozialismus bewahrt hat, und dieses ist die moderne deutsche Philosophie. Natürlich soll dies in diesem Zusammenhange kein Lob, sondern weit eher ein Tadel sein. Denn daß, von kleinen Streifzügen wie beispielsweise in Paulsens jüngst erschienener Ethik und in Eudens trefflichem Umriß der Lebensanschauungen großer Denker abgesehen, die soziale Frage für die neuere deutsche Philosophie selbst in ihren umfassenden Hervorbringungen — wie z. B. Wundts groß angelegtes „System der Philosophie“ — gar nicht vorhanden zu sein scheint, gereicht derselben keineswegs zum Ruhme. Und nur Unkundige, mit der entscheidenden Rolle der Philosophie in der Geistesgeschichte mangelhaft Vertraute werden die naive Frage aufwerfen: was hat die Philosophie mit dem Sozialismus zu schaffen? Nur bare Einseitigkeit wird sich zu der Behauptung versteigen, der Sozialismus sei ein Problem und eben damit ein wissenschaftliches Monopol der Nationalökonomie! Es soll nicht bestritten werden, daß die Volkswirtschaftslehre heute das gewichtigste, meinethalben das entscheidende Wort in der sich immer schärfer zuspitzenden sozialen Frage zu sprechen berufen ist; aber die einzig kompetente Richterin und Wortführerin in der Lösung derselben ist sie keineswegs. Dazu hat sie weder das historische Recht, noch die sachliche Eignung.

Kein geschichtliches Recht. Denn der Sozialismus war sehr viel früher ein Problem der Philosophie, bevor er ein solches der Nationalökonomie wurde, ja ehe es noch eine solche Wissenschaft überhaupt gab. Und als diese verhältnismäßig junge Wissenschaft vor einem Jahrhundert noch im Flügelkleide einherging, da hatten die Cyniker und Platon die soziale Frage

als philosophisches Problem mehr als zwei Jahrtausende zuvor bereits erkannt und in ihrer Weise zu lösen gesucht. Ich brauche aber zum Erweise des philosophischen Ursprungs des sozialen Problems gar nicht auf die altersgraue, wenn auch geschichtlich noch so geklärte Vorzeit zurückzugreifen, da die zeitlich uns näherstehenden anerkannten Väter des Sozialismus sich für Philosophen gaben und teilweise eingeständermäßig nichts weiter sein wollten als solche. Rousseau, St. Simon, Fourier, Proudhon, Lassalle, Marx und Engels zählten sich selbst mindestens ebenso sehr zu den Philosophen wie zu den Nationalökonomien. Hat doch sogar die Nationalökonomie selbst einen Philosophen zum Vater: Adam Smith hat als Denker in der Geschichte der Philosophie seine bestimmte, gerade in jüngster Zeit lebhaft besprochene Stelle!

Abgesehen also davon, daß die Philosophie, wie Auguste Comte und neuerdings Wilhelm Wundt sie definieren, ihrem Wesen nach dazu berufen und eben darum berechtigt ist, die letzten Verallgemeinerungen aller Wissenschaften — somit natürlich auch der Nationalökonomie — zu ziehen, um dieselben alsdann in ein widerspruchsfreies, möglichst harmonisches Verhältnis zu einander zu setzen, hat sie zur sozialen Frage überdies noch eine spezifische geschichtliche Beziehung. Die ersten Anläufe zur Formulierung des sozialen Problems sind eben von Philosophen ausgegangen, und die Geschichte des Sozialismus, die wie jede Geschichte eines Problems das Verständnis desselben zu vertiefen berufen ist, kann daher nur gewinnen, wenn dieselbe in philosophischer Beleuchtung geboten wird.

Zu diesem kaum ansehbaren historischen Anrecht der Philosophie, in der sozialen Frage zum Wort zu kommen, tritt eine förmliche Verpflichtung, wenn sie sich auf ihre Aufgabe und Stellung in der Geistesarbeit der Menschheit bezieht und dabei namentlich die ethische Seite des Sozialismus ins Auge faßt. Es ist nämlich ebenso schief wie kurzfristig, den Sozialismus als bloße Magenfrage zu behandeln. Es mag zugestanden werden, daß die Magenfrage, deren Lösung theoretisch der Nationalökonomie, praktisch der Chemie obliegt, bei der Betrachtung des Sozialismus eine elementare Bedeutung beanspruchen darf; aber dieser geht darum nicht ohne Recht in derselben auf. Denn setzen wir den Glücksfall, die Magenfrage sei gelöst, sei es durch die Erfüllung der phantastischen Träume Fouriers, man werde aus Basalt schmackhafte Pasteten machen, sei es durch das Eintreffen einer Vorherjagung von Werner Siemens, daß man in absehbarer Zeit auf künstlichem Wege Eiweiß und eben damit Nahrungsmittel in unbegrenzter Fülle werde herstellen können: meinen Sie, daß damit auch die soziale Frage schon gelöst wäre? Mit nichten! Die knurrenden Magen wären vorläufig gestillt, aber die pochenden Herzen und grübelnden Gehirne noch lange nicht befriedigt!

Die soziale Frage liegt eben noch viel tiefer, und ihre Lösung ist noch weit schwieriger, als man gemeinlich denkt, da sie sich mit den höchsten religiösen und sittlichen Ideen der Menschheit kompliziert. Vergessen wir nicht, daß die heute die ganze öffentliche Meinung beherrschende soziale Frage mehr ist als ein bloßer Emanzipationstampf des fälschlich so genannten vierten Standes. Dieser Kampf ist nur das Alphabet des Sozialismus; er ist ihm ein brauchbares Mittel, aber noch lange nicht oberstes Ziel. Meinen Sie denn, die soziale Frage wäre bereits endgültig gelöst, wenn die kühnen Träume sozialistischer Schwärmer, als da sind: Normalarbeitstag, Normallohn, Verstaatlichung des Bodens, Aufhebung oder doch Beschränkung des Erbrechts u. s. w. verwirklicht wären? O nein! Die dumpfe, gedankenarme Menge wäre zunächst zufriedengestellt; aber die oberen Zehntausend des Geistes wären nicht minder erlösungsbedürftig als zuvor.

Je mehr eben der Mensch nicht bloß in anthropologischem, sondern in ethischem und kulturellem Sinn ein solcher ist, desto mehr überwiegen die geistigen und sittlichen Interessen über die materiellen, desto mehr lechzt er nach geistiger Nahrung. Diese hat während des Mittelalters die Kirche geliefert und bietet sie für weite Kreise heute noch. Doch wird sich kein Einsich-

tiger der Beobachtung verschließen können, daß dieser Nahrungsquell für Geist und Gemüt mehr und mehr zu versiegen droht. Die kirchliche Fabelwelt, einst ein unererschöpflich scheinender Born gemüthlicher Anfrischung, wird erbarmungslos zerstört. Heute bereits giebt es breite Scharen des Proletariats, deren Lösung «ni Dieu ni maître» lautet. Wo soll das hinaus? Liegt nicht die Gefahr nahe, daß die religiöse Verwahrlosung auch eine sittliche Verwilderung nach sich ziehen wird? Die Brunnen, aus denen die geistig nur Halbmähdigen bisher ihre Erfrischung für Geist und Gemüt geschöpft, sind verstopft; aber neue Quellen, die ausreichenden Erjas böten, sind noch nicht eröffnet.

Dier giebt es für den Hellersehenden nur einen Ausweg. Der Sozialismus, der auf die breiten Massen besonders der kirchlich Ungläubigen eine faszinierende Wirkung ausübt, muß eine ethisch-religiöse Wendung nehmen, soll er eine wirkliche Kulturaufgabe lösen. Da die kirchlich-dogmatischen Vorstellungen, welche der Menge bisher die ethischen Begriffe gespendet haben, sich mehr und mehr als wirkungslos erweisen, muß der für den Fortbestand der Kultur unerläßliche sittliche Gehalt der Menschheit in eine neue Form gegossen werden. Das hypnotisierende Machtmittel des Schlagwortes Sozialismus sollte man nicht unbenutzt aus der Hand geben. Noch bewirkt dieses Zauberwort Wunder, wenn man es glücklich zu nutzen weiß. In wenigen Jahrzehnten ist es vielleicht zu spät, weil es dann wahrscheinlich ebenso zur verbrauchten, abgegriffenen Phrase herabgesunken sein wird, wie heute das einst elektrifizierende Schlagwort Liberalismus in vieler Munde schon eine ist.

Mit einem Worte: Der Sozialismus müßte mit rein religiösen (nicht kirchlich-dogmatischen) Elementen durchsetzt, mit sittlichen Ideen gefättigt werden, soll er, im Lichte der Philosophie gesehen, einen Fortschritt bedeuten; er wird also ethisch sein, oder überhaupt nicht sein. Hat die Kirche die sittlichen Forderungen in das Dogma hineingelocktet und so die Sittlichkeit zur Religion gestempelt, so sollte ein ethisch verstandener Sozialismus die Menschheitsreligion zum Postulat der reinen Sittlichkeit erheben und so die Religion zur Ethik machen!

(Weitere Artikel folgen.)

Die Schöpfung des Weibes.

Ein nordisches Märchen.

Son

Der dieses Märchen hat erjomen,
Dem ist das Weib ein güld'ner Bronnen,
Draus Segensflut man schöpfen kann.
Drum möge, wem solch Born schon eigen,
Sein Glück nicht rühmen, sondern schweigen,
Denn gottbegnabet ist solch Mann:
Und wer noch nicht den Quell gefunden,
Der bete drum in stillen Stunden,
Vielleicht — daß er ihn finde dann; —
— Doch wem solch Himmelsglück gegeben
Und dann ward lieber sein Leben,
— — — — — Des Herz traf Gottes Zorn und Bann.

Tief in den Bergen Norwegens weilte ich wieder, dort, wo Treu' und Glaube, Ehrlichkeit und Wahrheit, Recht und Freiheit noch die Herrscher sind. Ich war so müde, so müde von all dem Kampf, dem Haß, dem Leid und Reid, mit denen arme, elende, böse Menschen einander sonst das Leben verbittern. Und hier holder, glückseliger Friede.

Es war Mitsonnervernacht!

Weißt du, was das heißt „Mitsonnervernacht?“ — Mitsonnervernacht ist eine Ahnung, eine Offenbarung des seligen Jenseits, der Walhalla, wo die Helden mit den Walküren ewig-frohe Feste feiern, wo Frithjof und Huld Ingeborg dem gütigen Baldur ohne Schuld opfern und danken.

Unter der Thingbuche beim Freibauern saß jung und alt, arm und reich; — sie hörten der alten Wechthild, des Freibauern Urahn zu, wie sie Märchen erzählte, Märchen von den Rüstelmännchen und den Kiesen aus Jötunheim, die auf himmelhohen Bergen wohnen, und von den Zwergen in den Thälern der Flüsse, den „Efen.“

Und als es um Mitternacht gerade war und eine leise Dämmerung über das Thal fiel, als oben im höchsten Norden, weit jenseits des Polarkreises, die Sonne die Erde küßte, da hörte ich das schönste Märchen von allen, die sie überhaupt uns gesagt, — es lautete also:

„Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte und alles, was darinnen war, und zuletzt auch den Menschen, und als er sah, daß alles gut und herrlich war, da überkam ihn plötzlich ein Gefühl, das er bis dahin selbst noch nicht gefannt hatte, — das war: die Liebe zu seiner Schöpfung und den Geschöpfen. Und da er bis dahin in sich selbst nur die Schaffenskraft gefühlt hatte, so hatte er auch nur diese dem Menschen mitgegeben. Aber er sah, daß sie allein im Ringen und Streben, im Kampfe ums Dasein wohl eine gefährliche Gabe werden könne, die männermordenden Zwist herbeiführen möchte. Da schuf er noch ein neues Wesen, dem Manne zwar ähnlich, aber viel, viel schöner. Und er schmückte es folgendermaßen: als Farbe gab er ihm das Weiß des nordischen Schnees, in das Auge das hellstrahlende Blau des nordischen Himmels und den Glanz der Sterne, das Gold der Mitternachtssonne als Locke und auf die Wange das Rot des leuchtenden Nordlichts, wie es purpurn flammt am magischen Pol und hell und leise vergeht im feinsten Strahl im weiten All; das zarteste Hell der erblühenden Jungfrau, das tiefe Purpurrot dem liebenden Weibe. Zu all diesem äußeren Reichthum aber gab er ihm dann noch das allerherrlichste, was er selbst eben erst gewonnen: die Liebe. — Und dieses wunderherrliche Geschöpf nannte er dann eben „Weib“ und sprach zu ihm: Gehe hin und herrsche über alles, was ich geschaffen, denn du bist — meiner Schöpfung und meines Reiches Krone.“

Und als Urahn geendet, schoß gerade ein Strahl der droben im Norden neu sich erhebenden Sonne zur Höhe und grüßte das Thal, — ein Simmbild, daß die Liebe nicht aufhört; — ich aber blickte sinnend ihm nach und jagte im Geist zum fernem Lieb mit leisem Gruß: Du, aller Schöpfung Krone, — sieh' deiner Unterthanen treuesten; o laß dich lieben von ihm treu und wahr bis an das Ende aller Tage!

Lebensgemeinschaften.

Von
Dr. Theodor Jacusch.

(Fortsetzung.)

Für die beteiligten Bäume hat Frank den erforderlichen Beweis in letzterer Hinsicht auch durch den Versuch geführt. Er pflanzte keimenden Buchensamen in Blumentöpfe, die mit Modererde aus Waldboden gefüllt waren. In einem Teil dieser Töpfe war aber die Modererde durch geeignete Behandlung mit heißem Dampf von allen darin enthaltenen lebenden Pilzkeimen oder Fäden befreit worden. Es zeigte sich dann, daß in den unverändert gelassenen Töpfen alle Buchensamlinge ohne Ausnahme prächtig gediehen; in den dampfgerinigten dagegen gingen sie teilweise bald zu kränkeln an, und gingen mit der Zeit bis auf wenige zu Grunde; und auch diese wenigen blieben im Gedeihen gegen die der andern Abteilung merklich zurück. Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß die einen völlig verpilzte, die anderen, kränkenden, unverpilzte Wurzeln hatten; und zwar, was das Schlagendste war, trotzdem diese letzteren in Ermangelung der Pilzhülle ihre natürlichen Wur-

zelhaare ausgebildet hatten. Das Gleiche konnte Frank beobachten, wenn er solche Pflanzen in pilzfreier Nährlösung, ohne Erde, zog; auch dann entwickelten sich Wurzelhaare. Wenn nun die Pflanzlinge trotzdem in beiden letzteren Fällen schlechter gediehen als mit Hilfe des Pilzes, so war nicht mehr daran zu zweifeln, daß auch hier vereinte Kraft mehr vermocht hatte als die Arbeit des Einzelnen.*

* * *

Im Anschluß an die geschilderten Verhältnisse möchte ich noch eines merkwürdigen Falles von Lebensgemeinschaft zweier Pflanzen gedenken, über welchen bereits Darwin in seinem berühmten Werke „Insectivorous Plants“ berichtet, und auf den auch De Bary kurz hingewiesen hat. Er betrifft die Kameradschaft von Tillandsia, einer auf dünnen Felsgehängen Brasiliens wachsenden, zu den Ananasgewächsen (Bromeliaceen) gehörenden Blütenpflanze, mit einem völlig ausgeprägten Wassergewächse, das eben dort wuchert. Sein Name ist Utricularia nelumbifolia. Wir haben von derselben Gattung auch eine einheimische Art, den bekannten, in Torfsümpfen und dergleichen gedeihenden Wassererschlauch; ein höchst merkwürdiges Gewächs, in welchem man schon lange einen Tierfresser vermutete; als welcher er sich denn auch neuerdings unzweifelhaft erwiesen hat. Er enthält an seinen zerklüfteten, im Wasser selbst schwimmenden Blättern in Masse förmliche Fanggruben und Mordferker, in denen sich kleine Wassertiere, besonders Krebschen, fangen, worauf sie dann nicht mehr entrennen können, und verdaut werden. Auch die brasilische Art, von der die Rede ist, steht im Verdachte ähnlichen Tierfänger- und Fleischfressertums. Das Verhältnis zwischen der Tillandsie und dem Wassererschlauch ist nun folgendes. Die Tillandsie bildet trichterförmige Blatthirtelroten, welche geschloffen sind, daher den Regen auffangen, ihn auch längere Zeit bewahren, und fast dauernd gefüllt sind. In diesen Wasseransammlungen lebt der Wassererschlauch, und desgleichen seine wahrscheinliche tierische Beute. Der Wassererschlauch aber bildet, ähnlich unseren Erdbeerstöcken und manchen anderen Vertretern unserer heimischen Pflanzenwelt, lange, fadenförmige Ausläufer, die sich weit von dem Wohnorte ihrer Mutterpflanze durch Fortwachsen entfernen. Wie nun die Erdbeerstodausläufer oft erst weit von ihrer Ursprungsstelle an geeignetem Orte wieder Wurzel schlagen, und so zur Vermehrung beitragen, indem sie dort eine neue Erdbeerpflanze entwickeln, so kriechen auch die des brasilischen Wassererschlauches, sich verlängernd, über den Erdboden hin; aber erst wenn sie eine neue Wasseransammlung

* Ein mit der geschilderten Wurzelverpilzung wahrscheinlich verwandter, jedoch noch nicht ganz aufgeklärter Fall ist neuerdings bei vielen unserer hülfenfrüchtigen Pflanzen zur genaueren Untersuchung gelangt. An den Wurzeln sehr vieler Schmetterlingsblütler, angebauter sowohl wie wildwachsender, konnte man schon seit längerer Zeit eigentümliche Anschwellungen, Knöllchen, die für die Ernährungsverhältnisse der Pflanze von Wichtigkeit zu sein schienen. Die mikroskopische Untersuchung zeigte, daß sie in großer Menge von eigentümlichen, sehr kleinen, stäbchenartigen Körperchen, und daneben von Pilzfäden durchsetzt waren. Die Stäbchen erwiesen sich als eiweißhaltig, und man bezeichnete sie deshalb als Eiweißstäbchen, oder auch, ihrer Ähnlichkeit mit gewissen Bakterien halber, als „Bakteroiden“, Scheinbakterien (Scheinstäblinge). Es war nun merkwürdig, daß gerade solche Pflanzlinge, die deartige stäbchenartige Wurzelknöllchen trugen, bei angelegter Vergleichung augenscheinlich besseres Gedeihen zeigten als die, welche ihrer entbehrten; und daß es von der Bodenbeschaffenheit abzuhängen schien, ob die Knöllchen sich überhaupt bildeten, oder nicht. In künstlich hergestelltem, keimfrei gemachtem Boden blieb ihre Entwicklung aus. Dies führte zu der Vermutung, daß man es auch hier am Ende mit selbständigen Wesen, mit wirklichen Stäblingen oder Bakterien zu thun habe; und tatsächlich ist es neuerdings sogar gelungen, sie für sich auf geeignetem Nährboden zu züchten und zur Vermehrung zu bringen. Auch ist der Beweis bereits geführt, daß man durch Überimpfung ihrer auf knöllchenlose Wurzeln, in sonst keimfrei gehaltenem Boden, die Bildung der Knöllchen hervorruft kann. Immerhin sind die Forschungen über diesen Gegenstand noch nicht völlig abgeschlossen; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß auch hier ein ausgeprägtes Genossenschaftsverhältnis vorliegt, indem die knöllchenbewohnenden Pilze die Wirtspflanze zur thätigeren Stickstoffaufnahme befähigen, und zugleich einen Eiweißvorrat darstellen, der ihr auch später zu gute kommt.

finden, können sie wieder Wurzel schlagen; und dies geschieht in den natürlichen Regenweidern anderer Tillandsien. So schlägt die Wasserpflanze förmliche Brücken von einer Tillandsie zur andern; und es ist klar, daß sie selbst ihre Rechnung dabei findet; nimmermehr könnte sie ohne die hilfreichen Blattrichter des fremden Gewächses in solcher Gegend wohnen. Von der etwaigen Leistung eines Gegendienstes haben wir dagegen keine Ahnung; jedesfalls wird aber die *Utricularia* ihrem Wohltäter keinen Schaden durch ihr Verweilen zufügen.*

Werfen wir einen Rückblick auf die bisher betrachteten Lebensbeziehungen zwischen pflanzlichen Wesen verschiedener Artung, so werden wir sie im einzelnen, ihrer Wesenheit nach, teils als unmittelbare Ernährungs-, teils als bloße Wohnungsgemeinschaften bezeichnen können, und die ersteren Fälle nach Anzahl und Verbreitung, aber auch ihrer Bedeutung nach, weitaus vorherrschend finden. Denn Flechtenpilz und Flechtenalge, Wurzepilz und Baumwurzel stehen nicht bloß in ständiger Beziehung, sondern sie sind auch völlig miteinander verwachsen; und ihr gegenseitiges Zusammenhalten beruht auf Austausch und Ergänzung ihres leiblichen Stoffwechsels: sie bilden einen wahren Doppelleib. Ihre Trennung kann nur durch gewalttames Eingreifen erfolgen; und es ist dann, als ob ein einheitliches Wesen in seine einzelnen Glieder zerlegt würde. Weniger innig sind die den geschilderten gegenüberstehenden Lebensgemeinschaften zwischen zweierlei Tieren; sie haben mehr das Wesen gegenseitigen Einverständnisses.

Zu den meisten Fällen könnte man sie als Erwerbsgemeinschaften bezeichnen. Hierhin gehört das allbekannte Freundschaftsverhältnis zwischen Ameisen und Blattläusen. Es ist bekannt, daß die Blattläuse eine eigentümliche, süße, klebrige, honigartige Ausscheidung von sich geben, und daß die Ameisen aller Art fast auf nichts so lüftern sind wie auf diese. Um sich den geschätzten Genuß nun möglichst jederzeit verschaffen zu können, begnügen sich die Ameisen nicht damit, die Blattläuse an ihren gewohnten Standorten aufzusuchen; sondern sie bauen bedeckte Gänge bis zu ihnen hin, oder schleppen sie sogar, wo dies nicht angeht, samt den von ihnen besetzten Pflanzenteilen in ihre Behausungen. Infolgedessen müssen sie sich auch um die Verpflegung ihrer Schützlinge kümmern; und das thun sie, indem sie sie jederzeit mit frischem Laub zum Ausfangen versorgen. Dies ist ein Vorteil für die Blattläuse, den auch sie wohl zu schätzen wissen; denn da sie, als geborene „Bourgeois“, stets nur ganz junges, frisches Gemüse ihrer Beachtung für wert halten, und deshalb stets die gerade in Entwicklung begriffenen Knospen mit ihrem Besuche beehren, so müssen sie sonst, ohne Ameisenhilfe, doch wenigstens von Zeit zu Zeit ihren behäbigen Leib in Bewegung setzen, um ihn an einen frisch gedeckten Tisch zu bringen. Diese gewaltige Lei-

* Zu den Lebensgemeinschaften ohne Gegendienst von der einen Seite, zugleich aber ohne Schädigung von der anderen, kann man auch eine den Forstwirten sehr bekannte Erscheinung unserer Nadelwälder rechnen: den sogenannten Donnerbusch oder Hexenbesen. Hier vereinigt sich ein mikroskopischer Pilz, *Ascidium elatum*, mit der Edeltanne; aber eben, ohne dieser, wie es sonst die Art solcher Pilze ist, ernstlichen Schaden zu bringen. Wohl aber wirkt er in ganz eigentümlicher Weise umgestaltend auf die Tanne ein. An der Stelle, wo er in die jungen Zweigknospen eingedrungen ist, und ihr Gewebe durchwuchert, macht sich alsbald eine völlige Veränderung der Wachstumserscheinungen geltend. Wir kennen Ähnliches auch an unserer gemeinen Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias); nur verliert diese dann die Fähigkeit, Blüten und Früchte zu entwickeln. Das befallene Zweigende der Tanne aber hört auf, in seiner ursprünglichen Richtung weiter zu wachsen; es erhebt sich ferkengerade, wie der Hauptstamm, bildet selbst wirkliche Äste wie dieser, und bietet überhaupt das Bild eines aus dem großen hervorprossenden, kleinen Tannenbaumes, welcher viele Jahre alt werden kann, und sich einzig dadurch von den pilzfreien Teilen der Mutterpflanze unterscheidet, daß er seine Zimmergrüne verliert und nadelabwerfend wird. Im Winter steht er also mit fahlen Ästen auf dem grün gebliebenen Zweige, dem er entsprossen ist; aber im Frühjahr benadelt er sich wieder; gleich der Lärche, die sonst bei uns das einzige Beispiel eines winterfahlen Nadelbaumes darstellt.

stung ersparen ihnen die Ameisen, indem sie ihnen geradezu Kellnerdienste thun, und ihnen so ein völliges Schlaffenleben verschaffen, welches sich, von der Fortpflanzung abgesehen, fast allein in Nahrungsauf- und Gewichtszunahme teilt. Den Honig, der sie selbst nur zu belästigen scheint, geben sie sehr gerne als Trinkgeld für die geschäftige Bedienung dahin, und zeigen sich stets willig, wenn ihre Beschützer und Freunde erscheinen, um sie mit ihren Fühlern zu streicheln. So geht die Lüfternheit der einen mit dem Bequemlichkeitsbedürfnis der anderen Hand in Hand, und beide befinden sich wohl dabei.

Ein Freundschaftsverhältnis ähnlicher Art, wenn auch lockerer, sozusagen nur „auf Zeit“, ist von Saussure in Mexiko, und zwar zwischen einem kleinen Vogel und den dortigen Büffeln beobachtet worden. Dem ersteren hat es den Namen des Schildwachtvogels, oder des „Kommandeurs“, eingetragen. Unter „Büffel“ ist hierbei der amerikanische Bison zu verstehen, der bekanntlich von den Eingewanderten allgemein als Büffel bezeichnet wird, obgleich dieser Name eigentlich und ursprünglich nur einem südeuropäischen Wiederkäuer zukommt. In den betreffenden Gegenden haben diese falschen Büffel stark von einer Mückenart zu leiden, die Saussure als „maringouin“ bezeichnet, und die ihnen derartig zusetzt, daß die gequälten Tiere sich oftmals, um ihren Peinigern zu entgehen, völlig in den Schlamm einwühlen, und nur, um zu atmen, die Nasenlöcher hervorstehen lassen. Aber auch vor diesen beweisen die blutgierigen Zweiflügler keine Pietät; sie sind unverschämmt genug, hineinzukriechen, und die armen Tiere fast zur Verzweiflung zu bringen. In dieser bedrängten Lage erscheint der Schildwachtvogel als ein Retter in der Not. Er setzt sich selber dem Büffel auf die Nase, und lauert hier in unbeweglicher Haltung auf die ankommenden Mücken, um sie als willkommene Lektüre in Empfang zu nehmen und zu verzehren; worin er von dem Büffel wohlweislich nicht im mindesten gestört wird. So etwas braucht sich eigentlich kein Büffel gefallen zu lassen; aber „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, drückt er ein Auge zu, und dient dem kleinen Gesellen ergebungsvoll als lebendiger Köder; er weiß seine Dienste viel zu sehr zu schätzen, um ihn etwa wegzujagen. Ubrigens beobachten wir Ähnliches an unserm Star, sowie an den sogenannten Ruhvögeln Nordamerikas; beide tummeln sich gemächlich in Scharen auf dem weidenden Rindvieh, um das Ungeziefer abzulefen, das ihnen zur Nahrung dient.

Ein ganz eigentümliches Verhältnis aber, eine Art Schutz- und Trutzgemeinschaft, die man in jedem größeren See-Aquarium beobachten kann, besteht zwischen dem Einsiedlerkrebse („St. Bernhardskrebse“) und einer kleinen Art Seerose. Unter Seerose versteht man bekanntlich gewisse, mehr oder minder prächtig gefärbte, äußerlich in ihrer Erscheinung oft großen Blumen nicht unähnliche Tiere, welche auf dem Meeresgrunde, an Klippen oder dergleichen, mit einer fleischigen Sohle festsitzen; aber auch mit Hilfe derselben weiterkriechen können; also, wenn auch nur in beschränktem Maße, selbständiger Ortsveränderung fähig sind. Die ihnen nahe verwandten Korallen haben solche vollständig eingebüßt, und mörteln sich durch Kalkausscheidung zeitweilig fest, wo sie einmal Platz genommen haben. Ihr Leib sowohl wie der der Seerose ist gallertartig, gleich dem der Quallen; auch diese sind freilich wieder Verwandte von ihnen und zu derselben Tiergruppe gehörig. Das Wesentliche am Körperbau aller drei Abteilungen ist, daß das ganze Tier eine Art von lebendigem hohlem Sack darstellt; wenigstens hat es die Form eines solchen, oder wohl auch die eines Beckens; und stellt in anderer Betrachtung wieder im Grunde genommen einen einzigen, großen Magen vor. Hohltiere, Blindsacktiere, Beckertiere, Magentiere, das sind daher einige der Namen, welche man der Tierklasse beilegt, die sie bilden. Die einzige Öffnung, die dieser sackartige Magenleib hat, befindet sich nun bei den Seerosen oben in der Mitte, und dient zugleich als Mund und als Auswurfsoffnung. In dieser doppelten Eigenschaft ist sie umgeben

von einem strahligen Kranze beweglicher, meist langsam hin und her spielender Fuß- und Fangfäden, welchen die Arbeit obliegt, das Seewasser in Bewegung zu halten und mit demselben fortwährend die nötige Nahrung herbeizustrudeln, welche in kleinen Meerestieren von allerlei Art besteht. Zwischen diesen Fangfäden aber befindet sich noch eine furchtbare Waffe, die auch größere Tiere in Schrecken zu setzen vermag: ein Heer von sogenannten Nessel-fäden. Sie sind so bezeichnend für die Sactiere, und so allgemein mit nur wenigen Ausnahmen vorhanden, daß sie ihnen auch den Namen der Nessler oder Nessel-tiere zu ihren verschiedenen anderen eingetragen haben. Diese Nessel-fäden haben ihr Gegenstück nur im Pflanzenreiche; gleich den Brennhaaren der Nessel erregen sie Schreck und heftigen Schmerz; ja, sie sind noch heimtückischer, denn sie können blitzschnell hervorgeschleudert werden, und wirken schon bei bloßer Berührung, ohne daß, wie bei den Haaren der Brenn-nessel, etwas abzubrechen braucht. Auch unsere Seerose erfreut sich ihrer; und sie kann insofgedessen selbst viel größere und stärkere, ja selbst hartschalig gepanzerte Tiere bewältigen, da sie sie völlig lähmt und betäubt und zu jeglicher Gegenwehr unfähig macht. Was den Nessel-fäden einmal verfallen ist, wird von den Fangarmen ergriffen, tausendfach umschlungen, und in den Schlund hinab gezogen, wo es sogleich, ehe es überhaupt noch einmal erst zur Bestimmung kommt, den Wirkungen der Verdauung anheimfällt und alsbald im wahren Sinne des Wortes seiner „Auflösung“ entgegengeht.

Unsere Seerose nun bewohnt eine gemeinschaftliche Behausung mit dem erwähnten Einsiedlerkrebs. Dieser verdankt seinen Namen einer sehr eigentümlichen Gewohnheit, die wieder mit einer besonderen Eigentümlichkeit seiner Körperbeschaffenheit zusammenhängt. Sein Hinterleib ist nicht hartschalig, wie bei anderen Krebsen, sondern weich; und um ihn zu schützen, versteckt er ihn stets sorgfältig in einer leeren Schnecken-schale, die er sich, in der Größe passend, ausgesucht hat; sei es, daß er seine Auswahl unter den in Menge auf dem Meeresboden vorhandenen verlassenen Schalen trifft, oder daß er die lebende Inwohnerin erst verzehrt, und sich dann ihres Gehäuses bemächtigt. Sein Hinterleib ist auch in der Form dieser Gewohnheit längst angepaßt; entsprechend gekrümmt, hält er das Schneckengehäuse dauernd fest; und so schwimmt der Krebs mit dieser seiner Schutzrüstung umher, sich in Augenblicken größerer Gefahr ganz in sie zurückziehend. Auch verläßt er die Schale niemals, außer wenn sie ihm zu klein geworden ist; dann sucht er sich eine neue, größere. Aber auch in diesem Falle wendet er die größte Vorsicht an, und sucht die Übersiedelung möglichst schnell und unbemerkt an einem sicheren Orte zu bewerkstelligen — ähnlich wie sich unser gemeiner Flußkrebs, wenn er sich zur Häutung anschickt und danach in seiner neuen butterweichen Schale auf kurze Zeit allen möglichen, sonst undenklichen Fährlichkeiten ausgesetzt ist, sich zuvor rechtzeitig in seine schlammigen Gemächer zurückzieht und nicht eher wieder hervorkommt, als bis er wieder seiner Haut sicher unter die Leute gehen kann.

Auf der das Hinterteil bergenden Schnecken-schale des Einsiedlerkrebses nun fest sich die Seerose fest, und läßt sich von ihrem Gefährten von Ort zu Ort mit forttragen. Sie überzieht mit ihrer fleischigen Unterfläche den größeren Teil des Gehäuses, und sitzt vorzugsweise in der Nähe der Mündung; also da, wo auch der Vorderleib des Krebses hervorschaut. Dadurch ist sie diesem ein weiterer, wirksamer Schutz; sie bildet die Besatzung der Festung; denn seine Feinde kennen und fürchten ihre Nesselkapseln. Er darf nun also doppelt beruhigt seinerwärts auf Beute ausgehen; und da er zu diesem Zwecke gewöhnlich den Bodenschlamm aufwühlt, so hat er Gelegenheit genug, seiner wachsamem Reisegefährten für ihre Freundschaftsdienste in ausgiebigster Weise seine Dankbarkeit zu bezeigen. Durch seine Wühlarbeit nämlich werden stets auch zahlreiche kleine Tiere dem Bereich ihrer Fangarme zugeführt, und er sorgt so gleich für ihren Bedarf mit, ohne selbst dabei Abbruch zu leiden. Überhaupt erlangt die Seerose durch den Krebs die Vorteile einer Lebensweise, durch welche die

Nachteile ihres, sie ursprünglich, wie ihre Verwandten, an einen Ort festsetzenden, Leibesbaues wieder aufgehoben werden.

Das Merkwürdigste an dem ganzen Verhältnis ist wohl, daß die Seerose auch dann in Gesellschaft des Krebses bleibt, wenn er es für notwendig befindet, umzuziehen. In den Wasserbehältern der Zoologischen Seewarte zu Neapel wurde ein hierauf hinielender Versuch gemacht, der von dem überraschendsten Erfolge getränkt wurde. Ein Einsiedler wurde gewaltsam aus seiner Behausung herausgenommen, die Schale fest verstopft, und Krebs und Schale wieder ins Wasser gesetzt. Das erste, was der Krebs that, war, daß er die ihm den Zugang verstopfenden Zeuglappen zu entfernen verfuhrte; was ihm aber nicht gelang. Erst als alles vergeblich war, bezog er ein anderes, ihm dargebotenes leeres Gehäuse. Seine Gefährtin aber saß noch auf der alten Wohnung; und nun suchte er sie gleichfalls zur Übersiedelung zu bewegen. Er schwamm mit seinem neuen Gehäuse zu ihr hin, betastete sie mit seinen Scheren, suchte sie sogar selber loszumachen, und wiederholte seine Auforderungen so lange und dringend, bis sie verstanden wurden, und die Seerose sich herbeiließ, den alten Wohnort zu verlassen, und auf dem neuen Hause Platz zu nehmen. Hier kam es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die aus dem Zusammenleben entspringenden Vorteile geradezu in das Bewußtsein der beteiligten Genossen übergegangen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorläufer Ibsens.

(Sören Kierkegaard.)

Von

Franz Servaes.

(Schluß.)

Dieses sind die Zustände der Gesellschaft, welche Ibsen die „mittelschlechte“ nennt und in der Kierkegaard „Ehrlichkeit bis zu einem gewissen Grade“ vorherrschend findet. Wie in der Anwendung derartiger satirisch abgetönter Resignationsbegriffe, so hat Kierkegaard auch in manchen anderen Einzelheiten bereits die Tonart gefunden, die später Ibsen so meisterlich zu spielen verstand. Wenn zum Beispiel in der „Frau vom Meere“ Ellida ihre Ehe mit Wangel auflösen will, um sich ihm dann „in Freiheit“ wieder zuzuwenden, so begegnet uns bei Kierkegaard (im „Tagebuch des Verführers“) ein Brautpaar, das seine Verlobung auflöst, um sich alsdann „in Freiheit“ anzugehören. Bekannt ist, daß Nora „das Wunderbare“ für sich herbeisehnt; bei Kierkegaard findet sich eine ähnliche Frauennatur geschildert, von der es heißt: „Sie sucht das Wunderbare außerhalb ihres Ich und möchte bitten, daß es sich ihr offenbare.“ In der „Wildente“ prahlt Hjalmar Skdal damit, daß er in einem kritischen Momente seines Lebens „den Mut“ gehabt habe, sich nicht zu erschießen, obwohl er die Pistole bereits in der Hand hielt; bei Kierkegaard sagt ein geistesverwandter Phrasenheld: „Ich will mein Leben opfern. Keiner soll sagen, daß ich nicht Heldenmut habe; aber dieser blinde Mut ist nicht das Höchste, deshalb beherrsche ich mich selbst und behalte das Leben.“ Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß ich in allen diesen Fällen nichts weniger als einen bewußten Zusammenhang erblicke. Aber auch der unbewußte Zusammenhang ist eine höchst lehrreiche Thatsache als das Merkmal einer bestimmten Zeitstimmung und eines bestimmten Volkscharakters.

In einem anderen Falle dagegen kann ich nicht umhin, etwas mehr als eine zufällige Übereinstimmung zu erkennen. In einem Aufsatz „Über den Reflex des Antik-Tragischen in dem Modern-Tragischen“ hat Kierkegaard gleichsam die ganze theoretische Grundlage für Ibsens spätere dramatisch-praktische Wirksamkeit gelegt. Er sieht dadurch zu ihm in einem ähnlichen Verhältnis wie etwa Lessing zu Schiller. Ohne Shakespeare zu

nennen, übt Kierkegaard eine einschneidende Kritik am Shakespeare'schen Drama. Er findet, daß von den modernen Dichtern der Einzelpersönlichkeit ein zu hoher Grad von Selbstbestimmung und demnach von Verschuldung beigemessen werde, und er erklärt es für ebenso ungerecht wie psychologisch ansichtslos, in dieser Weise dem Menschen die Schuld für sein Schicksal als eine persönliche That, für die er verantwortlich ist, auf die Schultern zu wälzen. Kierkegaard will den „Zusatz von Leiden,“ den die Antike vielleicht etwas reichlich abwog, im modernen Drama unter keinen Umständen ganz missen. „Das Tragische,“ sagt er, „liegt in der Mitte zwischen Handeln und Leiden,“ und so ist ihm auch die Schuld ein Mittelglied zwischen Handeln und Leiden. Höchst ausnahmsweise begeht sie der Mensch für sich allein; in der Regel handelt er unter dem Druck mannigfacher, schwer entwirrbarer Einflüsse, vor allem unter dem Druck seiner ganzen Vergangenheit. „Die tragische Schuld ist mehr als die bloß subjektive: sie ist vererbte Schuld.“ Hiermit stehen wir in der Theorie unmittelbar vor Ibsens „Gespenstern.“ Während jedoch Ibsen seine Vererbungsstragie wesentlich unter Anregung der Naturwissenschaften ausgearbeitet hat, hat sie Kierkegaard aus dem Dunkel seines religiös-mystischen Inneren geschöpft und an eigenen trüben Erfahrungen genährt. Die gewaltige Vorstellung des alttestamentarischen Gottes, der ein schuldigtes Geschlecht verflucht bis ins vierte Glied hinein, hatte sich seiner Phantasie bereits früh unauslöschlich eingepägt und wirkte als beunruhigendes Moment, wenn er den Blick rückwärts auf die Vergangenheit der eigenen Familie lenkte. Schon der bloße Argwohn, hier etwas Miasma-Ärtiges finden zu können, war im Stande ihn aufzuregen, und man mag sich demnach seine tiefe Erschütterung ausdenken, als er, bereits in reiferen Jugendjahren, in der Vergangenheit des eigenen Vaters einen Makel entdeckte. Er hatte eine fast krankhafte Furcht, ein Opfer dieser „Erbschuld“ zu werden und an der eigenen Seele ohne eigentlich persönliche Verschuldung Schaden zu leiden. In seiner Phantasietätigkeit ging er, wie Brandes des Näheren festlegend dargelegt hat, immer von neuem um diesen dunklen Punkt herum und sah sich selbst und sein mögliches Schicksal unter den verschiedensten Gleichnisbildern, die er mit Vorliebe dem alten Testament entlehnte, wie im „Traum Salomos“ und der „Opferung Isaaks.“ Vor allem aber blieb er an der Figur der Antigone hängen, der schuldlosen Tochter des unbewußt schuldvollen Oedipus. Er arbeitet sich einen Plan aus, in dem er annimmt, daß sie durch Zufall hinter das schreckliche Geheimnis ihres Vaters gekommen sei und dieses nun als eine unsichtbare drückende Last mit sich durchs Leben tragen müsse. Seitdem ist all ihre Fähigkeit, glücklich zu werden, zertrümmert; sie liebt zwar und weiß sich wieder geliebt, trotzdem weist sie die Hand des Bewerber zurück und giebt sich auf dem Grabe ihres Vaters in Verzweiflung den Tod. Es ist ein Zeichen für die ungewöhnliche Größe von Kierkegaards künstlerischer Phantasie, daß er sich angeregt fühlte die eigene Leiderfahrung an die gewaltigsten Stoffe der alten Poesie anzuknüpfen, und darin für dieselbe einen Trost zu suchen, daß er sie in erhabenen Projektionen sah. Auf uns aber wirkt diese Antigone, die unter der Last einer persönlich unverschuldeten Vergangenheit zusammenbricht, mehr als irgend etwas Anderes wie eine Vorausdeutung auf Ibsen.

Kierkegaard war ein Mensch, der auch das geringste persönliche Erlebnis als ein Ereignis von symbolischer Bedeutung aufzufassen und grübelnd und brütend in seiner Phantasie um- und umzuwälzen liebte. Die Schuld des Vaters und die Auflösung der Verlobung wuchsen dadurch für ihn zu einer Bedeutung heran, die sie für andere Sterbliche nicht gehabt hätten. Leicht entzündbare Einbildungskraft und leidenschaftlicher Hang zur Selbsterforschung, dialektischer Scharfsinn und religiöser Wahn wirkten hier in ihm zusammen und ließen ihn in feierlicher Form „Gericht halten über sich selbst.“ So betrachtete er zum Beispiel im „Tagebuch des Verführers“ seine Liebesgeschichte unter dem Gesichtswinkel, wie sie wohl hätte ver-

laufen können, wenn er dem Mädchen von Anfang an mit unehrlichen Absichten gegenüber gestanden und es nach genügender Liebe roh verlassen hätte. Ein glänzenderes Entlastungsmaterial als diese Studie hätte Kierkegaard der Nachwelt nicht hinterlassen können. Sie beweist, daß er keine Ahnung davon hatte, mit welcher brutaler Energie ein gewiegter Verführer im wirklichen Leben rasch auf sein Ziel losdringt, und daß er nun und nimmer seine Zeit damit vertrödeln wird, kleine und kleinste Mädchen zu einem recht zerreißenbaren Haufen zusammenzufnäpfen. Mit einer zwar wunderbaren Fülle feinsten Seelenbeobachtungen und mittels einer geradezu zwingenden Logik der konstruierenden Phantasie hat sich Kierkegaard in seinem Verführer Johannes ein ganz abstraktes Hirngespinnst zusammengesponnen, das nur von Dichters Gnaden lebt und vor dem Anhauch der Wirklichkeit zerfliebt. Einen ausgesprochenen Bekenntnischarakter von dokumentarischem Wert trägt dagegen die zweite jenem Erlebnis entsprungene novelistische Studie „Schuldig? — Nichtschuldig?“ Hier begegnen sich ein junger Mann und ein junges Mädchen in gemeinsamer jugendlicher Schwärmerei und verloben sich miteinander. Indes was bei dem Mädchen nur ein liebenswürdig träumerischer Zug der Entwicklungsjahre ist, das ist bei dem Manne der Ausfluß eines tiefsten von religiösem Enthusiasmus erfüllten Gemüts und Charakters. Vergeblich versucht er tiefere und vollere Laute aus seiner Braut herauszuschlagen, sie ist ein gutes, liebes, naives Kind und versteht nicht, was er von ihr will. Er giebt sich Mühe, sich ganz in sie hineinzudenken, von ihrer harmlosen Fröhlichkeit etwas in sein schwerfälliges Temperament zu übertragen; aber er hat so wenig die Fähigkeit, sich in sie hineinzudenken, wie sie sich in ihn hineindenken kann. Trotzdem hält das Mädchen mit gedankenlosem Leichtsinne an dem Verlöbniß fest, während der Mann immer tiefer erkennt, daß aus dem Bunde zweier so entgegengesetzter Menschen keine „echte Ehe“ entstehen könne. So hebt er das Verlöbniß auf. Sie weint sich die Augen rot und heiratet übers Jahr einen anderen (wie Kierkegaards Braut thatsächlich that). Er aber trägt die geheime tiefe Wunde stumm im Herzen mit sich herum; doch er dankt seinem Schöpfer für diese Wunde, denn sie hat ihn lebend gemacht.

Daß das Leid ihn zum Dichter gemacht habe, hat Kierkegaard, wie der Skalde Jørgen in Ibsens „Kronpräsidenten,“ mehrfach von sich ausgesagt, und so blieb denn die „Sympathie mit dem Geheimnis des Leids“ auch dem Leben gegenüber seine „einzige Leidenschaft.“ Geheimen Schmerzenseigen nachzuspüren und hierdurch den Menschen auf den Grund der Seele zu blicken, das war die Kunst, die er aus der eigenen Leiderfahrung gelernt hatte. Die Äußerungen dieser Kunst bezeichnete er selbst als „psychologische Experimente“ und hat damit vermutlich zum erstenmal einen Kunstausdruck in der Poesie gebraucht, der heute in aller Munde ist. Er selbst freilich wollte nichts davon wissen, daß seine psychologischen Experimente Poesie seien; sie seien „bloß wahr, nicht schön.“ Die Gegenwart aber urteilt hierüber anders. Sie vermischt zwar in Anlage, Bau und Vortrag der Studien die hohe künstlerische Reife und Freiheit, aber sie anerkennt um so mehr die bahnbrechende künstlerische That, welche, den traditionellen Stoffkreis durchbrechend, der modernen Dichtung früher nicht geahnte große, neue Aufgaben stellte. Kierkegaard ist ein Seelenbeobachter allerersten Ranges, sowohl in dem, was er über sich selbst frei heraussprach, wie auch in dem, was er bei anderen sah. Er beobachtet alle Mienen und kleinen Gebärden, vom leichtesten Zucken um den Mund bis zum fehlgreifenden Händedruck, und überall macht er seine Schlüsse daraus, wie es wohl im Inneren dieser Person beschaffen, welches ihr „Leid“ sein möge. Dieser echt germanische Zug, die Seele aus dem Antlitz herausgrübeln zu wollen, steigert sich bei Kierkegaard bis zu feherhaftem Scharfsinn. „Wenn man ein Angesicht,“ sagt er, „lange und aufmerksam betrachtet, so entdeckt man zuweilen gleichsam ein zweites Antlitz innerhalb desjenigen, das man eigentlich sieht.“ Auch hier fühlt man sich an Ibsen erinnert.

Er kennt das gleiche sinnende Beobachten, er hat die gleiche kunstvoll ausgeprägte Art, die winzigsten Bewegungen und Äußerungen als Merkmale starker innerer Erregung, tiefen Leidens darzustellen.

In der Erforschung des Leids finden sich bei Kierkegaard der Ethiker und Ästhetiker, die sich so andauernd befleht hatten, schließlich zusammen. Was die Moral forderte, konnte die Kunst gewähren: eine von warmem Mitgefühl durchbelebte und hierdurch vertiefte Schilderung des Menschen. Kierkegaard hat sich oft über die Gegensätze in seiner Natur hinwegzuwiegeln gesucht und hat auch die Gegensätze, die die Welt ihm bot, gern satirisch beleuchtet, aber was er von einer seiner poetischen Gestalten sagt, das gilt auch von ihm: „In Spott gehüllt und darum täuschend, ist er in seinem Innersten ein Schwärmer.“ Um der Wahrheit nahe zu kommen und die Welt zu beglücken, hat er kein Bedenken getragen, sein eigenes Blut zu befragen und zu plagen, und er hat es schließlich dargebracht. In einem Kampf, den er für den „wahren“ Christus gegen pfäffische Entstellung führte, hat er sich zuletzt derart aufgerieben, daß er in das Krankenhaus gebracht werden mußte, wo er nach wenigen Wochen starb. Sein beträchtliches Vermögen war bis auf weniges aufgezehrt; ein umfassender Wohlthätigkeitsbetrieb hatte es so rasch zusammenschmelzen lassen.

Epigramme.

Von
Alfred Weis.

Auf das heute folgt das Morgen,
Drüber muß' ich oft schon lästern:
Warum folgt dem heut' voll Sorgen
Niemals doch das frohe Gestern?

Der Bauer, er nennt's Unterhaltung,
Wenn einer den andern beim Sell rafft;
Des Meides, der Bosheit Entfaltung,
Das nennt die Noblesse — Gesellschaft.

Poetisch schwärmten wir fürwahr
Nicht so für Sonne, Mond und Sterne,
Wär' dieser Himmelskörper Schar
Für uns nicht — unerreichbar ferne.

Was man noch gestern sah verehr'n,
Muß heut' am Scheiterhaufen lodern,
Und was noch heute ist modern,
Läßt man gewiß schon morgen modern.

Sie sprechen auch Wahrheit, obwohl sie sonst lügen.
Es läßt sich auch so vortrefflich betrügen.

Wenn uns die Freundschaft schmählich auch betrogen,
Wir können wohlgemut zur Tröst'rin Liebe eilen;
Doch nimmermehr, wenn Liebe uns belogen,
Giebt's einen Freund, der ein gebroch'nes Herz kann heilen.

Die Priesterkollegen.

Geist'ge Getränke verbieten die Hüter des Korans, doch wißt, es
Eisern auch Rabbi und Mönch wider — die geistige Kost.

Sanctum und Sanctissimum.

Vor dem Sanctum der Kirche betet in Andacht so mancher,
Daß sein Sanctissimum ihm, daß ihm der Geldschrank gedeiht!

Kleines Hindernis.

Sicherlich fände so mancher den Lohn für sein redliches Streben,
Müß' er — erleben nicht auch dieses so herrliche Ziel.

Freie Bühnen und Volksbühnen.

Von
F. W.

In Berlin scheint das goldene Zeitalter für das Drama endlich angebrochen zu sein. Außer den Duzend-Bühnen, welche schon seit Jahren den Ausschau von dramatischer Kunst betreiben, von echter und unechter, von dunkler Kunst und von Weiskunst, giebt es nun mindestens vier Gesellschaften, welche sich in irgend einer Weise mit der Hebung des Dramas beschäftigen. Der Reid, welcher im Erwerbssleben so hübsch die Konkurrenz heißt und welcher in Berlin vielleicht deutlicher als in andern Großstädten an den einander nachahmenden Firmenschildern aller Straßenecken zu sehen ist, der schöne Reid auf die ersten Erfolge hat manche große Berliner Bühne ins Leben rufen helfen, er hat auch bei Gründung der Reformbühnen mitgewirkt. So wie ein glücklicher Lustspielbucher oder ein viel belatfchter Virtuose sich eines Tages sagten (ein jeder zu sich selber): „Das Deutsche Theater verdankt seine großen Einnahmen nur mir, ich werde darum meine eigene Bühne bauen, den ganzen Gewinn einstreichen und außerdem noch den Hervorruf oder die Ehre davon haben“ — so meinten auch mancherlei Kreise, in welchen seit Jahren von der Reform der deutschen Kunst, bald zu laut und bald zu leise, geredet worden war, die etwas zerzausten, daher um so ehrenvolleren Lorbeerfränze der „Freien Bühne“ gehörten eigentlich ihnen, und die kühnen Schöpfungen mit edlen Namen wuchsen empor wie Pilze nach dem Regen. Jede dieser Kunstgründungen hat irgend einen guten Kern, und im Interesse der Sache wäre ihnen allen Glück zu wünschen, wenn die Aufnahmefähigkeit des Publikums hierfür groß genug wäre. Ich fürchte nur, wer sich aller dieser jungen Wesen zugleich annehmen wollte, dem würde es schließlich gehen, wie einer vornehmen Dame, welche einer bekannnten Anekdote nach in ihrer Herzensgüte allen vier Teilnehmern einer Whistpartie Glück wünschte. Mindestens einer pflegt aber immer zu verlieren.

Der Vergleich hinkt allerdings ganz erbärmlich, weil die Thätigkeit unserer vier Reformbühnen nicht notwendig ein Kampf aller gegen alle sein müßte, weil in der That alle vier Glück haben und Glück bringen können. Die Gruppierung aber, in welcher wir allmählich die beiden freien Bühnen und die beiden Volksbühnen zu einander treten sehen, läßt die Befürchtung aufkommen, daß da aus zufälligen Gründen Gegnerschaften und Kartelle geschlossen werden, wie das wohl den Gesetzen des gemeinen und des diplomatischen Kartenspiels entspricht, nicht aber den künstlerischen Zielen, welche in allen diesen Bestrebungen vor Gott und den Menschen verfolgt werden.

Der Hauptgegensatz liegt darin, daß von der einen Seite eine künstlerische Reform des deutschen Dramas durch rückwärtslose Aufführung gewagter dramatischer Versuche angebahnt wird, während die andern Gesellschaften einen Beitrag zur sozialen Reform dadurch bieten wollen, daß sie den festen Besitz des deutschen Dramas den weitesten Volkskreisen für die kleinsten Eintrittspreise zugänglich machen. Diesen Unterschied muß man sich klar machen und ihn festhalten, wenn man sich von den konfusem Reden nicht verwirren lassen will, welche jüngst bei der Begründung der neuen Volksbühne gehalten worden sind.

Der Unterschied der beiden Richtungen wird am klarsten, wenn man den Namen Schiller in die Debatte wirft. Da wird dann kein Zweifel darüber sein, daß es die höchste Aufgabe der Volksbühnen ist, das Gold der Schillerschen Dramen in die Massen zu bringen, Schiller bei den armen Volksklassen so populär zu machen, wie er es seit hundert Jahren bei der bemittelten Bourgeoisie ist. Und ebenso gewiß ist es, daß die freien Bühnen am Ende nicht vor der Aufgabe werden zurückschrecken dürfen, dem Schillerschen Ideal ein neues Ideal entgegenzusetzen, d. h. mit dürren Worten die Schillerschen Dramen als Werke einer veralteten Kunstübung zu bekämpfen.

In diesem Gegensatz liegt für das Kunstleben eines ganzen Volkes nichts so Unvereinbares, wie die Heißsporne einer unklaren Zukunftskunst — das Wort klingt so gräßlich, daß ich schwören will, es nie wieder zu gebrauchen, — glauben machen wollen. Die hohe Gestalt Schillers verdient Dank und Pietät nicht nur von der historischen Betrachtungsweise, sondern sie hat ihre nationale Aufgabe überhaupt so lange nicht erfüllt, als nicht sämtliche Volksklassen durch das Schillerische Ideal hindurchgegangen sind. Für die obere Zehntausend fängt Schiller an historisch zu werden, im kleinen Bürgerstande ist er noch lebendig wirksam, der breiten Masse ist er noch kaum geboren worden. So ist es wie die Verhältnisse gar nicht widersprechend, wenn die obere Zehntausend, d. h. eigentlich wir neuerungsfüchtigen Literaten und die blasirten Salommenschen, von den historischen Zambenhelden zu den Trunkenbolden von Zola und Tolstoj fliehen, wenn das behäbige Bürgertum gleichzeitig für seinen Schiller neue Dekorationen malen und neue Kostüme anfertigen läßt, wenn man endlich für die Arbeiter neue große Bühnenhäuser baut, in denen sie erst Schillers Bekanntschaft machen sollen. Und ich für meinen Teil habe gar nichts dagegen, wenn auf diesen sittlichen Volksbühnen neben Schiller noch Wildenbruch, L'Arronge u. s. w. zu Worte kommen.

Es leben im Volke die Geschmacksrichtungen verschiedener Jahrzehnte und Jahrhunderte friedlich nebeneinander, und der wäre kein Volksfreund, der z. B. unsern Bauernstand vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts plötzlich und unvermittelt in das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hineinreißten wollte. Wer heute mit Genuß Luthersche Kirchenlieder singt, kann morgen nicht fin de siècle werden.

Die stehenden Bühnen wie alle andern Kunstgeschäfte haben nun darin die größte Ähnlichkeit mit dem Staate, daß sie sich einst mit dem Beifall des ersten und zweiten Standes begnügten und nun seit etwa hundert Jahren mehr dem Geschmack des zahlungsfähigen Bürgertums entsprechen. Auch der Staat denkt jetzt mehr als früher an den vierten Stand. Aber so wenig er seine Kunstakademien schließen oder den Unterricht, d. h. die Vererbung des erworbenen Kunstbesitzes den genialen Neuerern anvertrauen wird, so wenig Joachim zurücktreten soll, um die Leitung der musikalischen Hochschule dem fortgeschrittensten Schüler Wagners zu übergeben, so wenig wird der Staat seine Anstalten zum Kampfe gegen Schiller benützen. Der Staat steht in Übereinstimmung mit der intelligenten und langsamen Bourgeoisie, den volkstümlichen Bemühungen, dem Arbeiter ein anständiges Theater zu schaffen, wohlwollend gegenüber; er verhält sich kühl abwartend zu den freien Bühnen, welche die alten Götzen stürzen wollen.

So bewegen sich wie gesagt in Staat und Gesellschaft die drei geschiedenen Thätigkeiten friedlich nebeneinander. Was wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aussieht, geht doch im selben Volke, in der gleichen Zeit nebeneinander vorwärts und arbeitet selbstamerweise von so getrennten Standpunkten dennoch gemeinsam an dem, was man den Nationalgeist zu nennen gewohnt ist.

Freie Bühnen und Volksbühnen können vortrefflich nebeneinander bestehen; völlig unverständlich ist es mir aber, wie beide nach dem gleichen Programme arbeiten wollen. Intelligenter können sich Freunde des Dramas für beide Unternehmungen; wer aber meint, auf den freien Bühnen und auf den Volksbühnen dieselben Dichter sprechen lassen zu können,

der befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum über den Geschmack derjenigen Volksklassen, welche erst in das Theater geführt werden sollen. Ibsen ist der typische Vertreter dessen, was die freien Bühnen bringen sollen; Ibsen wäre der Tod jeder Volksbühne.

Und das aus einem sehr einfachen Grunde. Nicht nur das sogenannte niedere Volk, sondern jeder einfache Sinn verlangt auf der Bühne die lebhaftesten Vorgänge zu sehen, wenn er auf seinem Platze stillhalten soll. Irgendwo ist immer Bewegung: entweder auf der Bühne oder im Zuschauerraum. Es liegt mir fern, Ibsen und die andern darum tadeln zu wollen, weil bei ihnen weniger Mord und Totschlag vorkommt als bei Schiller und Shakespeare; aber selbst da, wo der Mangel an äußerer Handlung durch ein modernes, vertieftes, psychologisches Drama aufgewogen wird, wird der schlichte Zuschauer sich unbefriedigt fühlen und den „Scharfrichter von Berlin“ der feinsten Analyse vorziehen. Und so weit stimme auch ich im Falle einer notwendigen Entscheidung für den „Scharfrichter,“ daß ich allerdings glaube: das Drama der Zukunft wird dramatisch d. h. handlungsreich sein oder es wird nicht sein. Ibsen, Tolstoj und die andern, welche mit so stolzer Kraft neue Wege in den Urwald zu schlagen angefangen haben, haben eben doch nur den Weg gewiesen; und das Drama der Zukunft, welches vielleicht in hundert Jahren die Bourgeoisie erobert haben wird, wird eben wieder Handlung, wenn auch weniger Mord und Totschlag, auf den neuen Schauplatz bringen.

So erscheint das Wertvollste, was unsere Zeit prophetisch hervorzu bringen vermag und was Monopol der freien Bühnen geworden ist, immer nur als Versuch. Mit Versuchen darf aber eine Volksbühne nicht kommen. Wenn die freien Bühnen — wie Sokrates einmal von seiner philosophischen Manier sagte — bei dem deutschen Drama Hebammendienste leisten wollen, so sollen die Volksbühnen nie vergessen, daß sie vielen Besuchern die erste geistige Kost zu reichen, daß sie also Ammendienste zu versehen haben.

Kleine Kritik.

Dieserwegs populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Erste Aufl. Herausgeg. von Dr. Wilhelm Meyer und Professor R. Schwabbe. Berlin 1889/90.

Über den Wert des obigen allbekannten Wertes ist an sich kein Wort mehr zu verlieren nötig; die neue Auflage, welche in Lieferungen mit vorzüglicher Ausstattung erscheint, bewahrt seine alten Vorzüge, und die beiden hervorragenden Sachkenner, die die Besorgung dieser Ausgabe übernommen haben — der eine als Leiter der „Urania,“ der andere als Direktor einer der hervorragendsten höheren Lehranstalten Berlins in den weitesten Kreisen bekannt — haben dafür gesorgt, daß das Buch auf der Höhe der Zeit geblieben ist.

Hypothese über die Entstehung von Sonia- und Propagationszellen. Von Adolf Lendl. Berlin, Friedländer u. Sohn.

Der Verfasser stellt eine neue Lehrmeinung über die Bildung von Keim- und Körperzellen und die ersten Wirkungen der Arbeitsteilung in der Lebewelt auf, welche von den bisherigen Annahmen Weismanns und anderer abweicht und zur Beurteilung der „Unsterblichkeitsfrage“ jedenfalls von Wichtigkeit ist, mag man sich ihr anschließen oder nicht. Als das Wesentlichste mag hervorgehoben werden, daß ihr Urheber die Teilung zweier Zellen niemals als eine vollständige Häufung, also ein Zerfallen in zwei gänzlich gleichwertige Teile, auch nicht dem Wesen

nach, ansieht. Eine Hälfte ist ihm stets mindestens etwas überwiegend Keim-, die andere Körper-, also zum sich Ausleben bestimmte Todeszelle. Fast gleich sind sie aber dennoch bei den heutigen Einzellern (Urtierchen und Urepflanzen), daher ein Zusammenwirken nach der Teilung nicht unbedingt nötig, eine Trennung möglich; bei größerer Verschiedenheit ist letzteres nicht mehr der Fall; es muß gegenseitige Ergänzung eintreten; die Teile bleiben zusammen, und es wird ein vielzelliger Lebenskörper gebildet. Nur auf den ersten Entwicklungsstufen kommt es auch hier zu einer vollständigen Trennung, nämlich bei der Ausstufung der sogenannten „Richtungskörperchen“ aus dem tierischen Ei vor dessen „Zurichtung.“ Dementsprechend werden, den unsterblichen Keimzellen gegenüber, Körperzellen erster und zweiter Hand unterschieden; letztere sind eben die, die zum Teil noch Fortpflanzungskeimstoff enthalten, den sie vor ihrem eigenen Zugrundegehen abgeben können, so daß sich aus ihm wieder Keimzellen bilden. Der Grundgedanke des Verfassers ist durch alle Einzelhaftigkeiten durchgeführt und leitet, wie natürlich, im übrigen auch zu einer Beantwortung der mit diesen Dingen eng zusammenhängenden Frage nach dem Wesen der Befruchtung. Doch Aufgabe dieser Besprechung soll es nur sein, auf das Wichtige aufmerksam zu machen, nicht, einen eigentlichen Bericht zu erstatten. Die hierher einschlägigen Fragen verdienen wohl, von dem daran Anteilnehmenden genauer verfolgt zu werden, auch wenn er nicht Fachmann ist. J.

Erdfunde, Geographie und Geologie, ihre Beziehungen zu einander und zu anderen Wissenschaften. Von Dr. Georg Meyer. Straßburg, J. G. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1890.

Der Titel der vorliegenden Schrift könnte vermuten lassen, daß sie nur den Fachgenossen des Verfassers etwas bietet. Es ist dies aber durchaus nicht der Fall. Vielmehr giebt Meyer, wenn auch ausgehend von den ihm am nächsten liegenden Gebieten, eine vollständige Einteilung und gegenseitige Abgrenzung der gesamten Wissenschaften auf durchaus neuer und selbständiger Grundlage, und in sehr klarer, durchsichtiger Ausführung. Dabei ist die Darstellung trotz des Gegenstandes weit entfernt von jeglicher Trockenheit; vielmehr geistreich und angenehm lesbar. Die Namengebung ist von Grund aus neu und rein gedanklich aufgebaut; so wird z. B. das bisher unter „Geologie“ verstandene Gebiet, die Erdgeschichte, richtiger als „Geogenie“ bezeichnet, wogegen der Name „Geologie“ einem allgemeineren Begriffe dient, wie wir ihn deutsch unter „Allgemeiner Erdfunde“ fassen. „Geologie“, „Geographie“ (dies = Besondere Erdfunde) und „Geogenie“ bilden in des Verfassers Darstellung nebengeordnete Gebiete, welche einem Hauptgebiete, der „Geonomie“ (gebildet wie „Astronomie“), untergeordnet sind; dieses umfaßt als Erdfunde schlechthin das gesamte Wissen von dem unbelebten Erdkörper, einschließlich seiner Wasser- und Atmosphäre. In gleicher Weise verfährt der Verfasser nun bei den anderen Hauptgebieten; die „Ethnologie“ z. B. zerfällt als gesamte Menschheitskunde in „Ethnologie“, „Ethnographie“ und „Ethnogenie“ (sogenannte Welt- besser Menschheitsgeschichte, einschließlich der Kultur-, Litteratur-, Kunst-, Wissenschaftsgeschichte u. s. w.); dabei fallen unter den Begriff Ethnologie als Sondergebiete auch Logik, Ethik, Vergleichende Sprachkunde, Allgemeine Staats- und Rechtswissenschaft u. dgl. Die übrigen Hauptgebiete sind Zoonomie (samt der nicht besonders genannten, aber aus der Darstellung als hierher gerechnet erkennbaren Anthroponomie), Phytonomie und Astronomie; sie zerfallen wieder in die entsprechenden Einzelgebiete und bilden zusammen ein höheres Ganzes, die Kosmonomie.

Hervorzuheben ist, daß dem Verfasser nichts ferner liegt, als etwa dem jetzt vielfach beliebten Kleinhadn der Wissenschaft Vorschub leisten zu wollen; vielmehr ist es ihm lediglich darum zu thun, durch seine Einteilung eine klarere Einsicht in das Wesen der einzelnen Wissensgebiete herzustellen. In welcher Weise dann diese bearbeitet werden, ist eine andere Frage. Mit Recht hebt Meyer hervor, daß während bis in die jüngste Vergangenheit das Bestreben herrschte, die gleichmäßige Behandlung verschiedenartiger Gegenstände in ein einheitliches Ganzes zusammenzufassen, sich nunmehr die Notwendigkeit herausstellt, die Betrachtung desselben Gegenstandes von verschiedenen Gesichtspunkten

aus vorzunehmen. Demgemäß ergibt sich eine Gesamtaufstellung nach zwei Richtungen, in welcher die Kosmonomie, außer in die oben genannten Bestandteile, noch der andern Seite hin in Kosmologie, Kosmographie und Kosmogenie zerfällt; während jede davon sich wieder nach der Art des betrachteten Gegenstandes, die Kosmologie z. B. in Ethno-, Zoo- (samt Anthro-), Phyto-, Geo- und Astrologie (diese natürlich in anderem Sinne als in dem hergebrachten der Sterndeuterei) gliedert. Es erscheint also jedes Einzelgebiet zugleich als Unterabteilung zweier Hauptgebiete, so die Phytogenie (Pflanzengeschichte) als solche der Phytonomie (Pflanzenkunde) und der Kosmogenie (eigentlichen „Weltgeschichte“).

Die vom Verfasser gewählten Bezeichnungen haben auch den Vorzug, daß sie sich in gleicher Übersichtlichkeit leicht und gefällig ins Deutsche übertragen lassen, wobei sie an unmittelbarer Verständlichkeit nur noch gewinnen können. Zum Teil hat dies der Verfasser schon durchgeführt; doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß die zusammenfassenden Betrachtungen desselben Gegenstandes (-nomie), die der Verfasser deutsch als „Kunde“ des Betrachteten bezeichnet, nach des Unterzeichneten Meinung besser etwa durch „Wissenschaft“ oder „Forschung“ wiedergegeben würden, während er die Verdeutschung „-kunde“ lieber auf die griechisch mit der Endung „-graphie“ versehenen Benennungen angewandt sähe. „-logie“ wäre gut mit „-lehre“ wiederzugeben; die Endung „-genie“ hat Meyer selbst folgerichtig überall mit „-geschichte“ verdeutschet. Würden diese Grundzüge durchgeführt, so zerfielen die allgemeine „Weltforschung“ einerseits in Menschheits- (Welter-), Tier-, Pflanzen-, Erd- und Sternforschung, andererseits in Weltlehre, Weltkunde und Weltgeschichte; im einzelnen z. B. die Erdforschung in Erdlehre, Erdfunde und Erdgeschichte, andererseits die Weltgeschichte in Menschheits-, Tier- (samt Menschen-), Pflanzen- und wieder Erdgeschichte. Eine plötzliche Einführung und Anwendung derartig streng gedanklich geordneter Begriffsbestimmungen und -benennungen — sei es in griechischem oder deutschem Gewande — würde freilich mit Rücksicht auf die vorhandenen, wenn auch sprachlich vielfach schiefen und unzureichenden Namen auf Schwierigkeiten und mehrfache Unzuträglichkeiten stoßen, ist auch wohl vom Verfasser nicht beabsichtigt. Aber daß dem gegenwärtigen Wirrwarr ein Ende gemacht werde, ist in der That wünschenswert; und schon mit einer allmählichen Andahnung ist viel gewonnen, wenn einmal das Ziel klar und sicher erkannt ist. Dieses besteht in dem gründlichen Erfassen eines Wissenschaftsgebietes, von dem aus die Gewinnung eines klaren Überblicks über die anderen und wenigstens eines Einblicks in Wesen und Wert der nächstverwandten anzustreben ist. Nur in solchem Sinne ist der Gesamtausdruck „Kosmonomie“ zu verstehen und nur in solchem hat er Wert; diesen Wert aber zur Anschauung gebracht zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Schrift.

Der größte Teil der im obigen nicht besonders berührten Gebiete, wie insbesondere die sogenannten „humanistischen“ Wissenschaften, gehört, wie leicht ersichtlich, in des Verfassers Darstellung zu den Gebieten der „Ethnologie“, insofern diese sich, im Gegensatz zur bloßen Anthroponomie, mit der Menschheit als Geittungsträger befaßt. Sie treten also als Unterabteilungen verschiedener Einzelgebiete auf; ihrer Wichtigkeit wird damit kein Abbruch gethan, da es sich ja um eine gedankliche Anordnung, nicht um eine Rangordnung handelt. Der Verfasser wirt aber zum Schluß noch die Frage auf, wohin denn Mathematik, Physik, Mechanik und Chemie unterzubringen sind. Seine Antwort geht dahin, daß diese sich auf eine allgemeine, abgezogene Betrachtung von Kraft und Stoff, die wir als Weltall wahrnehmen; beziehen, indem deren Eigenschaften ohne Rücksicht auf ihre natürliche Erscheinungsweise betrachtet werden. Diese allgemeine Betrachtungsweise stellt er der gesamten „Kosmonomie“ als „Kosmik“ gegenüber; so als Teil von ihr die Chemie (besser als „Chemie“), insofern sie die Verwandtschaftsverhältnisse der Stoffe erforscht, ohne an sich darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie in dieser oder jener Zusammenfügung in natürlichen Verbindungen vorkommen oder nicht vorkommen. Des ungeachtet müssen ihre Ergebnisse, wie überhaupt die der „Kosmik“, von äußerster Wichtigkeit sein, da sie die Grundlage für ein möglichst genaues Forschen in den Gebieten der „Kosmonomie“ bilden. Zueinandergreifen aber muß beides, und erst die Verbindung ihrer Ergebnisse führt bei dem einzelnen zur Philosophie. J.